

# DIE FACKEL

Nr. 198

WIEN, 12. MÄRZ 1906

VII. JAHR

## Abfälle

Der Klerikalismus ist das Bekenntnis, daß der andere nicht religiös sei.

\*

Druckfehler der Geschichte: Da die Regierungen aller Staaten sozialpolitische Einrichtungen schufen, schloß sich Österreich mit Wallfahrtsbestrebungen an.

\*

Modernes Symbol: Der Tod mit der Hupe.

\*

Ich begeistere mich für den »Ehrenpunkt«, seitdem ich die Beobachtung gemacht habe, daß man einer »unerledigten Affäre« die Befreiung von lästiger Gesellschaft verdankt.

\*

*Die Frauen.*

Ob sündig oder sittenrein?  
Laßt sie doch lieber gleich begraben!  
Ich teile sie in Gefallene ein  
Und solche, die nicht gefallen haben.

\*

Eine je stärkere Persönlichkeit die Frau ist, desto leichter trägt sie die Bürde ihrer Erlebnisse. Hochmut kommt nach dem Fall.

\*

Wenn die Sinne der Frau schweigen, verlangt sie den Mann im Mond.

\*

Männerfreuden — Frauenleiden.

\*

Die weibliche Orthographie schreibt noch immer »genus« mit zwei und »Genuss« mit einem »s«.

\*

Die Erotik des Mannes ist die Sexualität der Frau.

\*

In der Liebe kommt es nur darauf an, daß man nicht dümmer erscheint als man ohnedies gemacht wird.

\*

Sie war schön wie die Sünde, aber kurzbeinig wie die Lüge.

\*

Ihre Züge führen einen unregelmäßigen Lebenswandel.

\*

Perversität ist die Gabe, Vorstellungswerte und Empfindungen zu einem Ideal zu summieren.

\*

»Gesund« ist, wer die Virginität im allgemeinen heiligt und im besondern nach ihrer Zerstörung lechzt.

\*

Das aktive Wahlrecht des Männchens haben die Realpolitiker der Liebe geschaffen.

\*

»Ich mag kein Beefsteak, von dem schon ein anderer gekostet hat«, sagte ein starker Esser der Liebe. Und ward ein Bissen für eine starke Esserin.

\*

Eine Frau, die gern Männer hat, hat nur einen Mann gern.

\*

Was ich weiß, macht mir nicht heiß.

\*

Die Sexualität der Frau besiegt alle Hemmungen der Sinne, überwindet jedes Ekelgefühl. Manche Gattin würde sich mit der Trennung von Tisch begnügen.

\*

Die Schauspielerin ist die potenzierte Frau, der Schauspieler der radizierte Mann.

\*

Wenn ein Frauenkenner sich verliebt, so gleicht er dem Arzt, der sich am Krankenbett infiziert: Märtyrer ihres Berufs.

\*

Der Ästhetiker: Sie wäre ein Ideal, aber — diese Hand! Der Erotiker: Sie ist mein Ideal. Also müssen alle Frauen diese Hand haben!

\*

Lieber ein häßlicher Fuß verziehen, als ein häßlicher Strumpf!

\*

Erotik ist Überwindung von Hindernissen. Das verlockendste und populärste Hindernis ist die »Moral«.

\*

Die Gesellschaftsordnung ist control—sexual veranlagt.

\*

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Nämlich: Jeder ist sich selbst der Nächste.

\*

Wer andern keine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

\*

Man lebt nicht einmal einmal.



## Kanonen aus Kirchenglocken

In der Tatsache, daß ein Staatswesen sehr rückständig ist, liegt in einem gewissen Sinne auch etwas Hoffnungerweckendes; insofern nämlich, als hier ein ökonomisches und geistiges Reservoir gebundener Kräfte heimliche Energien aufspeichert. So liegt die suggestive Macht Rußlands, die auch durch seine großen Niederlagen nur zeitweilig verbleicht, in der sich aufdrängenden Vorstellung, daß hier gewaltige, unverbrauchte Kraftvorräte dem Tag ihrer Erlösung entgegenharren. In Zeiten großer allgemeiner Krisen ist die Belastung der Volkskraft mit gewichtigen Hemmungen beinahe einem Gutha-

ben gleichzuachten. In diesem Sinne könnte man die katholischen Staaten als solche betrachten, die noch einer großen Expansion nach *innen* fähig sind, wenn sie sich einmal entschließen sollten, die gigantische Völkerspärbüchse, die *Kirche* zu liquidieren und deren Schätze auszuschütten <sup>1</sup>. Sollte sich der große Säkularisationszauber nicht eines Tages wieder erneuern lassen?

Der Geist der europäischen Staaten ist längst ein durchaus heidnischer. Mir drängt sich immer lebhafter der Gedanke auf, daß die Staatsverfassungen im letzten Grunde der Ausdruck militärischer Notwendigkeiten sind. Vielleicht gelingt einmal einem gründlichen Kenner der Taktik und Strategie aller Zeiten der Nachweis, daß die jeweils gegebene Formation der Truppen im Felde eine bestimmte staatliche Konstitution nach sich zieht, beziehungsweise von dieser bedingt ist. Der Zusammenhang von Reiterei und Rittertum tritt schon im Wort hervor. In dem Maße, als die Bedeutung der Kavallerie im Felde sinkt, büßt auch die Gentry an politischem Gewicht ein. Der geschlossenen Schlachtlinie der friederizianischen Zeit scheint mir der aufgeklärte Absolutismus zu entsprechen. Die Vorherrschaft der Artillerie ist durch das Bestehen großer kapitalistischer Etablissements bedingt, und der Kanonenkaiser Napoleon ist der Sohn und Heros der bürgerlichen Revolution. Das weittragende Mannlicher <sup>2</sup> zwingt zur Auflösung der dichten Ziele, und die heute einzig mögliche Schwarmlinie ist auf militärischem Gebiete etwas ähnliches wie das Freilicht in der Malerei und die unendliche Melodie in der Musik, die bekanntlich Nietzsche als ein Echo der Demokratie erraten hat. Alle modernen Menschen dürfen ihre Hoffnungen beruhigt der weltumwälzenden Macht der Schwarmlinie anvertrauen. Ich für meine Person baue auf sie heilig und ziehe aus ihr den unbedingten, fast möchte ich sagen, untrüglichen Schluß, daß wir einem Zeitalter einer streng heidnischen machtvollen Demokratie entgegengehen, die gleichzeitig wieder dem Individuum eine gewisse Amplitude garantieren wird, was ich aus dem Abstand der Kombattanten in der Schwarmlinie beinahe exakt ableiten könnte. Die moderne Feuerlinie — aufgelöste Plänklerreihe — wird und muß ihr Spiegelbild in der Staatsverfassung finden; denn es ist schlechthin unmöglich, auf Grundlage eines feudalisierten Regimes das entsprechende Material für die Schwarmlinie zu rekrutieren, geschweige denn im Felde mit ihr zu manipulieren. Der organisierte großstädtische industrielle Arbeiter ist das beste und intelligenteste Infanteriematerial der modernen Feuertaktik, wie übrigens jeder General bestätigen wird. Alle militärisch veranlagten Köpfe fühlen das instinktiv und sind heute im Herzen demokratisch gesinnt. Diese Empfindung kam unlängst bei der Rede des Landesverteidigungsministers gewissermaßen durch Inspiration zum Vorschein, bei jener sensationell wirkenden Rede, deren Erfolg in der unbewußten Enthüllung dieser Tatsache begründet war.

Sollte zur Entkräftung dieser Theorie von dem innigen Zusammenhang zwischen der Gefechtsformation und der Staatsverfassung etwa auf die Tatsache hingewiesen werden, daß in einem und demselben Zeitalter die verschiedensten Verfassungen nebeneinander bestehen, während die anerkannte und jeweils geübte Taktik nur *eine* sei, so würde ein genaueres Eingehen in die Geschichte lehren, daß die Kriege eben der Prozeß sind, durch den sich die Ausgleiche der Taktik vollzieht, und im Sieg der Waffe auch stets eine Überlegenheit der Staatsverfassung zum Ausdruck kam und anerkannt wurde. Die nachträgliche Analyse und Diskussion aller kriegerischen Auseinan-

---

1 Auch im 21. Jahrhundert ein unerfüllbarer Wunsch. Allein in Deutschland wird das Vermögen der beiden Großkirchen auf je annähernd 1000 Milliarden DM geschätzt, das Meiste durch Diebstahl von Staatseigentum oder Erbschleicherei entstanden.

2 Mannlicher - eine österr. Waffenfabrik

dersetzungen erweist die Notwendigkeit und Gerechtigkeit des Sieges; umgekehrt wirken Niederlagen unfehlbar revolutionär, was nicht mit solcher Unmittelbarkeit und Vehemenz der Fall sein könnte, wenn es nicht geradezu die Staatsverfassung wäre, die im Gefecht unterlag.

Die europäische Opposition, gebildet aus der Summe aller nach Entbindung ringenden Kräfte, erblickt in der Kirche und der Armee ihren gemeinsamen Feind und bekämpft die auf sie gestützte Staatsmacht, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, daß die erstarkenden und gesundenden Staatswesen von immer lebhafterer Sehnsucht erfüllt werden, ihr innerliches Heidentum zu offenbaren. Das immer deutlichere Einbekenntnis zu einem kühnen Heidentum, die Abwendung des Staates von der Kirche, wie sie eben jetzt von Paris, dem Nabel der Erde, instradiert wird, ist das größte moderne Ereignis. Allmählich fühlen sich die Staatswesen hinreichend entwickelt, um der Anlehnung an die Kirche zu entraten und zu ihrem historischen Antagonismus zurückzukehren. Die europäische Opposition kämpft noch in ihrer alten' Zweifrontenstellung und befestigt dadurch künstlich ein Bündnis, das nahe daran ist, aus natürlichen Gründen zu zerfallen.

Armee und Kirche sind aber innerlich verschiedene Kategorien.

Die Kirche ist der immanente Feind des weltlichen Staates und Fortschrittes. Die Armee ist es nur akzidentiell, teilweise und durch ihre Nebenwirkungen. Die Kirche haßt den Staat, weil sie ein selbständiges, mit ihm rivalisierendes Prinzip ist. Die Armee ist weit weniger herrschsüchtig, sie besitzt die Fähigkeit der Subordination und gewinnt ihr Übergewicht wie etwa ein hypertrophisches Glied eines Organismus, zu dem es aber immer noch als ein Bestandteil gehört. Die Kirche ist die Summe aller gebundenen Geister, sie ist selbst nichts anderes als das Prinzip der Gebundenheit, die Autorität um ihrer selbst willen, das mit Macht bekleidete Dogma, gleichgültig, welchen Inhalts. Sie ist in letzter Linie die Organisation aller Schwachen. Die Armee ist eine Überzeugungssache der Gesamtheit; ohne diese — vielleicht irriige — Überzeugung von ihrer Notwendigkeit könnte sie kaum einen Tag bestehen. Ihre gesamten Einrichtungen, so drückend sie sind, werden ausschließlich vom Geiste der Zweckmäßigkeit diktiert, sind, den Zweck einmal zugegeben, durchaus logisch. Die Armee ist prinzipiell an der Volksbildung interessiert, ihre disziplinierende Leistung hat teilweise einen Kulturwert. Sie steht mit der Technik in Kontakt, befeuert und inspiriert die Industrie und bleibt selbst in ihrer parasitischen Entartung eine Quelle der Zucht und Kraftsteigerung. Das militärische Prinzip der Offenheit, eine gewisse mechanische Handhabung in moralischen Dingen, im Gegensatz zum subjektiven gedankenverfolgenden Raffinement der Kirche, die Aufrichtigkeit in sexueller Beziehung — all das läßt die Armee als die Inkarnation des Heidentums erscheinen.

Können wir uns in dieser Gedankenfolge mit dem Bestande der Armee nicht versöhnen, so können wir uns doch mit ihm verständigen. Andererseits nähert sich unsere Heeresverfassung ebenso wie die militärische Wissenschaft immer mehr der Erkenntnis von dem Hochwert der Milizen. Der prätorianische Haudegen wird von der modernen Figur des Zivilstrategen in den Schatten gestellt. Rekrutierung, Aufmarsch, Verpflegung, Eisenbahnen, kurz die *Militärverwaltung* gewinnt an Bedeutung, die Offiziere nähern sich dem Typus des Technikers. Auf Basis der Demokratisierung und Zivilisierung des Heeres überwinden wir den Militarismus sicherer und tiefer als durch gehässige Angriffe auf die Armee. Die Einführung des Rechtsbegriffes in die Armee ist das nächste große, aber nicht unlösbare Problem, zu dessen Behandlung die einsichtigen Militärs geneigter sein werden, sobald die prinzipielle Negation schwindet. Als Rekompense für die Durchdringung der Armee durch das

Volk winkt die Durchdringung des Volkes durch die Armee, die heute noch notwendige Synthese, die bei der gegebenen internationalen Konstellation die Grundlage zur Auflösung des Militarismus bereiten wird.

Die Abschüttelung des entsetzlichen Spesendrucks, der *faux frais*, ist in allen Kulturstaaten eine brennende Lebensfrage geworden. Der moderne Staat erkennt seine Hauptaufgabe in der Entwicklung der Machtstellung nach außen, der handelspolitischen Expansion, einer umfassenden Sozialpolitik im Innern, der Herstellung des Gleichgewichtes und äußerster Entbindung der produktiven Kräfte und der Sicherung des Konsums. Der heidnisch—militärisch—industriell—sozialpolitische Macht— und Handelsstaat kristallisiert sich mit äußerster Rapidität vor unseren Augen. Er findet kein gefährlicheres Hindernis, aber auch kein gewaltigeres Reservoir auf seinem Wege als die katholische Kirche.

Wir in Österreich erkennen in ihr noch speziell das zersetzende Element *par excellence*, das alle Aggregationen durchbricht. Sie ist die schwere Störung unserer äußeren Politik, sie entzweit uns mit Italien, Deutschland, aber auch mit Ungarn und unserer mohammedanischen Bevölkerung. Alle am Staatsbestande interessierten Elemente und Kräfte: die Dynastie, die Industrie, die Arbeiterschaft und die Armee einander zu nähern, ist vielleicht heute die modernste Politik.

Ein herzhafter sozialpolitischer Cäsarismus, ein Kompromiß mit der Armee zugunsten einer frischfröhlichen heidnischen Staats— und Machtpolitik als Grundlage der großen Rangierung in tiefer Zerrüttung, namenloser Verbitterung und Ermüdung — hätte heute im Reiche Josefs des Zweiten ungleich freundlichere Aspekte, als zur Zeit jenes verfrühten, nie wiederholten Versuches, der noch nicht den Hintergrund eines kraftvollen Proletariats besaß.

Auf Grund dieses Programms wären dem Kaiser die Kanonen zu bewilligen, vorausgesetzt, daß sie aus Kirchenglocken gegossen sind.

*Robert Scheu*

\* \* \*

## Status cridae <sup>1</sup>

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

In Ihren höchst interessanten Artikeln über die Beamtenfrage haben Sie bisher zwei Theoretiker zu Worte kommen lassen. Erlauben Sie heute einem Praktiker, der das Beamtenelend sattsam am eigenen Leibe spürt, einige Zeilen an dieses Thema zu wenden.

---

1 Schopenhauer über Orden als Ersatz einer gerechten Besoldung: »Der Rang, so wichtig er in den Augen des großen Haufens und der Philister, und so groß sein Nutzen im Getriebe der Staatsmaschine sein mag, läßt sich, für unsern Zweck, mit wenigen Worten abfertigen. Es ist ein konventioneller, d. h. eigentlich ein simulierter Wert: seine Wirkung ist eine simulierte Hochachtung, und das Ganze eine Komödie für den großen Haufen. — Orden sind Wechselbriefe, gezogen auf die öffentliche Meinung: ihr Wert beruht auf dem Kredit des Ausstellers. Inzwischen sind sie, auch **ganz abgesehen von dem vielen Gelde, welches sie, als Substitut pekuniärer Belohnungen, dem Staat ersparen**, eine ganz zweckmäßige Einrichtung; vorausgesetzt, daß ihre Verteilung mit Einsicht und Gerechtigkeit geschehe. Der große Haufe nämlich hat Augen und Ohren, aber nicht viel mehr, zumal blutwenig Urteilskraft und selbst wenig Gedächtnis. Manche Verdienste liegen ganz außerhalb der sphäre seines Verständnisses, andere versteht und bejubelt er, bei ihrem Eintritt, hat sie aber nachher bald vergessen. Da finde ich es ganz passend, durch Kreuz oder Stern, der Menge jederzeit und überall zuzurufen: "der Mann ist nicht euresgleichen: er hat Verdienste!" ... [Aphorismen zur Lebensweisheit]

Die zahlreichen Staatsbeamtenversammlungen, in welchen die Herren Volksvertreter von rechts und von links den Mund gewaltig vollgenommen und teils verschämt, teils unverschämt Stimmenfang getrieben haben, sind nun vorüber und die Regierung hat, zwar nicht um die Beamten, aber wenigstens um die Abgeordneten zu beruhigen, einen Gesetzentwurf eingebracht, der die Beamtenfreundlichkeit dieses Beamtenkabinetts ad oculos demonstriert und in den betroffenen Kreisen neuerlich Empörung hervorgerufen hat. Wäre es den Herren »Reichsräten« mit ihrem Interesse für unseren Stand wirklich ernst, so hätte mindestens einer von den fünfzig Parlamentariern, die in der Protestversammlung im Neuen Rathaus erschienen waren, gegen diese Fopperei energisch Stellung nehmen müssen. Gelegenheit war den Herren reichlich geboten, denn dieses Gesetz — über die partielle Einrechnung der Aktivitätszulagen in die Pension — hat bereits den Budgetausschuß passiert. Es ist der nackte Hohn auf alle bisherigen Bestrebungen und Kundgebungen der Beamtenschaft.

Anstatt uns eine Dienstespragmatik zu geben, anstatt die Verkürzung der Dienstzeit auf 35 Jahre zuzugestehen — Maßnahmen, deren erste dem Staat gar nichts, deren zweite keine auch nur halbwegs nennenswerte Summe kosten würde —, will man ein Gesetz schaffen, das unseren gegenwärtigen kärglichen standard of life noch mehr herabdrückt, indem es die Staatsbeamten zwingt, die Auslagen für eine künftige Pensionsaufbesserung ganz aus eigener Tasche zu bestreiten. Was würde man etwa zu einem Fabrikanten sagen, der seinen Arbeitern auf ihre begründete Bitte um Lohnaufbesserung das Folgende antwortet:

»Lohnaufbesserung kann ich euch keine gewähren, aber ich werde euch von euren Bezügen wöchentlich soundsoviel abziehen, damit ihr bei Unglücksfällen mehr herauskommt«?

Welche Antwort erhielte der Fabrikant von seinen Arbeitern? Was würde die große Öffentlichkeit zu solcher Sozialpolitik sagen? Der Staatsbeamte aber, der natürlich zu allen Drangsalierungen kucken muß, wird auch diese Pille schlucken, weil im Parlament sich niemand findet, die ganze Hinterhältigkeit dieses Gesetzentwurfes zu entlarven. In allen Staatsbeamtenversammlungen der letzten Zeit wurde darüber geklagt, daß die Gehaltsregulierung vom Jahre 1898 ganz unzulänglich war, daß deren Wirkungen längst durch die allgemeinen Teuerungsverhältnisse überholt worden sind, daß die erdrückende Mehrzahl aller Staatsbeamten auch weiterhin darben muß — die Regierung aber legt dem Abgeordnetenhaus einen Gesetzentwurf vor, der uns eine weitere empfindliche Schmälerung unserer Bezüge verspricht: Und das soll die halbverhungerten Beamten kirre machen, die furchtbare Erbitterung in unseren Kreisen bannen? Wäre die Beamtenfreundlichkeit der Herren Volksvertreter eine echte, sie hätten sie nicht besser dokumentieren können, als durch einstimmige *Ablehnung* des Gesetzentwurfes im Budgetausschusse. Das gerade Gegenteil ist, wie stets in diesem Lande der unbegrenzten Unmöglichkeiten, auch diesmal geschehen. Der Budgetausschuß hat den Entwurf *einstimmig* akzeptiert ... In diesem Ausschusse aber sitzen zahlreiche Abgeordnete, die gerade in Beamtenversammlungen das große Wort

zu führen pflegen. Hoffentlich geben die bevorstehenden Wahlen auch der Beamtenschaft die gewünschte Gelegenheit, mit ihren falschen Freunden entsprechend abzurechnen.

Ein Staatsbeamter



## Erotik der Kleidung

Die Philister oder Moralisten (oder wie man die Leute des engsten geistigen Horizontes sonst nennen will) haben eine eigene Art, die Umwelt des Menschen, die sich in vieltausendjähriger Berührung mit ihm allmählich vergeistigt hat, wieder geistlos zu machen. Sie entdecken nämlich von jedem Ding, von jeder Fähigkeit, von jedem Trieb die »Bestimmung«. Alles in der Welt hat bei ihnen einen Zweck, alles ist »zu etwas da«, und zwar hat der Ordnung halber jedes Ding nur *einen* Zweck und ist nur »dazu da«. Sie spannen Dinge, Fähigkeiten und Triebe in das Joch irgendeiner »Nützlichkeit« und verstümmeln sie solange, bis sie endlich »zweckmäßig« sind. Der Geist selbst zum Beispiel ist in diesem System eines harmonischen Idiotismus »dazu da«, unser ganzes Leben in das Zweckmäßigkeitsprinzip einzurenken; die Kunst, die leider einmal da ist und daher auch einen Zweck haben muß, ist »dazu da«, uns zu »erheben« (das Gesindel steckt immer im Morast und will immer »erhoben« sein); der Geschlechtstrieb ist »dazu da«, eine Nachkommenschaft zu sichern, also die Idioten nicht alle werden zu lassen; der Wein ist »dazu da«, »uns in fröhlicher Gesellschaft, mäßig genossen, die Grillen zu verscheuchen«; die Kleidung ist »dazu da«, uns gegen Kälte und Schmutz zu schützen; das Leben überhaupt ist »dazu da«, daß »du« immer Treu' und Redlichkeit übest und die Mogelei in den Mantel der Ehrbarkeit hüllest — und die Philister sind »dazu da«, dies alles festzustellen ... Signor Bartolo, den Spucknapf!

Weil aber die Welt nicht von den Philistern erbaut wurde, ist sie glücklicherweise ganz unzweckmäßig eingerichtet. Sie ist so unzweckmäßig eingerichtet, daß die wertvollen und köstlichen Dinge darin erst dann ihren Wert und ihre Köstlichkeit erhalten, wenn sie ihre »Bestimmung« und Utilität vergessen und, *gegen* diese Bestimmung und Utilität, nach ureigenen Gesetzen sich entfalten. Erst wenn der Intellekt sich über seine »Bestimmung«, seinem Besitzer das Fortkommen im Leben zu erleichtern, erhebt, wird er zum *Geiste*, der an seinem eigenen, zwecklosen Spiel, an seinem gefährvollen Fluge und an seinen Rätseln sich ergötzt, der ganz unnütze, ja sogar höchst nihilistische philosophische Systeme ersinnt und die Natur ganz überflüssigerweise in Kunstwerken vergeistigt. Erst wenn der Geschlechtstrieb den Frondienst der Fortpflanzung abschüttelt und, am Geiste sich emporrankend, selbstherrlich wird, wenn er, jeder fürsorglichen Einfriedung spottend, übermächtig, vernichtend anstatt zeugend, auf allen verbotenen Pfaden wandelt, dann erst — jenseits aller Utilitäten und Bestimmungen — sublimiert er sich zu der sich selbst genießenden *Erotik*. Und wenn die Kleidung und Wohnung des Menschen nicht mehr bloße Schutzmittel gegen Witterung und Schmutz sind, sondern Ausdrücke des Stolzes und der Macht, Abzeichen der sozialen Distanz, Betätigungen der Prachtliebe und des Kunsttriebes, dann erst sind sie ein Wertvolles, eine Emanation des Geistes, Symbole und Kunstwerke.

Vor allem die Kleidung. Ihre höchste Vergeistigung erlangt sie als Lockmittel erotischer Wünsche. In der Glut der Erotik wird sie zum glühendsten und spirituellsten aller Dinge: zum *Fetisch*. In vieltausend Jahren hat die Kleidung soviel des Geistes vom Menschen in sich aufgenommen, daß wir alle Probleme menschlicher Kultur begreifen würden, wenn wir den Geist der Kleidung völlig und unmittelbar verstünden. In jeder Erfindung steckt nämlich unendlich mehr Geist als in ihrem Erfinder. Aber für das, was wir immer vor uns sehen, sind unsere Augen stumpf, und so intensiv auch unser unbewußtes Leben von diesem Geiste beeinflußt wird, so ist es uns doch unmöglich, uns hierüber klar bewußt zu werden. Während die Kleidung dem oberflächlichen Denken als eine Verkleidung, als ein Mittel der Täuschung, als Maske erscheint, welche die wahre Gestalt und das Wesen des Menschen verbirgt, spricht sie in Wirklichkeit das unbewußte Wesen eines Menschen am deutlichsten aus. Sie erzählt uns direkt und ohne Umschweife vom Innersten des Menschen, aus dem alle Wünsche, Gedanken und Erlebnisse entspringen. Aber diese Sprache hat noch keine Grammatik. Die Äußerlichkeiten der Kleidung, die vielfach vom Zufall abhängen, bedeuten wenig, sie lenken nur das Auge vom eigentlich Charakteristischen ab. Und nicht die allgemeine Form der Kleidung (die *Façon*) ist für den Träger absolut charakteristisch — die Form der Kleidung, die Mode, erzählt uns etwas anderes: die Geschichte der menschlichen Kultur —, sondern das Leben dieser Form an seinem Körper. Wie die Form, der Geist der Allgemeinheit sich mit dem Individuum verbindet, wie diese Form zu ihm paßt und was der Geist des Individuums aus ihr macht, wie er sie von innen umgestaltet, wie er sie *belebt* — darin spricht sich das Wesen eines Menschen unfehlbar aus. Die Form des Kleides, die von der Psyche einer Gesamtheit bestimmt wird, ist zugleich auch der subtilste und korrekteste Meßapparat für das Besondere und Eigene eines Menschen, für das Individuum in ihm. Das verschiedene Leben der gleichen Form an verschiedenen Trägern tritt bei der Uniform am reinsten in die Erscheinung. Für einen guten Beobachter ist das individuelle Leben der Kleidung bei Uniformierten am frappantesten und bezeichnendsten. Eine interessante erotische Verwendung findet die Uniform beim Ballett. Hier wirkt die Gleichheit der Kleidungsform, unterstrichen durch die Gleichheit der Bewegung, bereits als konkreter, sinnfälliger Organismus, dessen individualisierende Analyse dem Betrachter den erotischen Reiz einer intimen Enthüllung bietet. Die Mode oder Uniform ist der Ausdruck einer Entwicklungsstufe der Gesamtheit, in der alle vorausgegangenen Entwicklungsstufen einverleibt sind; die Kleidung des Individuums ist der Reflex der Gesamtheit am Persönlichen. Für den Psychologen ist die Verfolgung gerade dieses Reflexes wertvoll, weil er von allen gleichartigen der direkteste und am meisten unbewußte ist. Ich beschränke mich jedoch auf eine kurze, andeutungsweise Schilderung der allmählichen Verbindung von Kleid und Erotik.

Die Erotik hat durch die Erfindung der Kleidung erst ihren wesentlichen Inhalt bekommen. Die Ausgestaltung der Erotik ist mit der Ausgestaltung der Kleidung Hand in Hand gegangen und in unserem unbewußten Empfinden sind Erotik und Kleidung überhaupt nicht mehr zu trennen. Wir wissen kaum, wie sehr unsere ganze Erotik eine Erotik der Kleidung ist. Selbst unsere Vorstellung der Nacktheit ist noch unlöslich mit der Vorstellung der Kleidung verbunden. Wir empfinden das Bekleidetsein als den natürlichen Zustand und das Nackte ist für uns in erster Linie das Entkleidete und erscheint uns als Blöße, als Nudität.

Dies trifft nicht etwa nur auf Frömmler und »Nuditätenschnüffler«, sondern, einige Maler oder Bildhauer, die ihr Auge mühsam umerzogen haben,

vielleicht ausgenommen, auf die Gesamtheit zu. Unser Auge ist durchaus der Optik der Kleidung angepaßt und die Erotik der Nacktheit ist für uns zum allergrößten Teile eine Erotik der Entblößung. Was der Mann im allgemeinen an weiblicher Nacktheit sieht, ist zumeist eine stückweise Nacktheit, eine Entblößung. Das Erregende einer Entblößung besteht darin, daß ein Körperteil durch die bekleidete Umgebung *isoliert* zur Schau gestellt wird. Während die Harmonie des völlig nackten Körpers das Auge zur synthetischen Erfassung eines Organismus zwingt, lenkt der entblößte Körperteil den Blick hypnotisch auf sich und wird zum Träger einer erotischen Idee, zum Fetisch. Auch die Betonung einzelner Körperteile durch die Kleidung, durch Farbe, Pressung, Schoppung, Ornamentik oder Faltenwurf, ist nur eine ideelle, erotisch doppelt wirksame Entblößung. Fast immer ist der Fetischismus der Körperteile mit einem Fetischismus der Kleidungsstücke verbunden, denn er ist, wie das körperliche Schamgefühl, nur ein Produkt der Kleidung. Wie das Schamgefühl eine Entblößung stärker empfindet als völlige Nacktheit, so wird auch das direkte erotische Empfinden durch die Blöße ungleich heftiger erregt als durch die Nacktheit.

Die ungeheure Mehrzahl der Männer kennt überhaupt den Frauenkörper nicht («kennen« im Sinne von Kennerschaft), sie kennt, liebt und heiratet nur Kleider und Blößen. Noch abhängiger von der Kleidung ist die Vorstellung der Frau vom Manne. Die Verschiedenheit der Kleidung für die Geschlechter, welche hauptsächlich durch die Verschiedenheit der Lebensführung bedingt ist und kaum eine erotische Ursache hat, bedeutet gleichwohl für die Erotik eine wichtige Etappe ihrer Entwicklung und erschloß eine unabsehbare Fülle erotischer Möglichkeiten. Die Kleidung des andern Geschlechtes ist ein sexuelles Symbol. Das weibliche Kleidungsstück wird für den Mann ein erotischer Fetisch und die Vertauschung der Trachten (eine Lieblingspassion des erotischen Spieltriebes) lockt die überall schlummernden homosexuellen Triebe. Die Frau in Männerkleidung ist eine der verbreitetsten Lockungen unbewußter Bisexualität. Wir sehen sie auf Schaubühnen, bei Maskeraden und beim Sport, beim Photographen und in den erotischen Witzblättern. Auch die zeitweilige Anähnlichung, der weiblichen Kleidung an die männliche, der männliche Hut auf einem Frauenhaar, der Stehkragen um den Frauenhals und der männliche Paletot als Frauenkleidung entspringen — wie die erotische Wirkung auf den Mann, der es als »schick« oder »pikant« empfindet, beweist — der unbewußten Bisexualität. Eine besondere Erwähnung verdient hier noch der aus praktischen Gründen erfundene, aber in seiner allmählichen Ausgestaltung deutlich seine besondere Eignung zum erotischen Fetisch zeigende weibliche Pantalon.

Eine zweite wichtige Etappe in der Entwicklung der Erotik der Kleidung ist deren Zerlegung, die Erfindung der Unterkleidung (welche dem Bedürfnis öfterer Auswechslung und Reinigung, dem Bedürfnis der Waschbarkeit ihre Entstehung dankt) und in deren Folge die Erfindung der Taille. Die Zerlegung der Kleidung schuf für die Erotik vor allem den Reiz der umständlichen allmählichen Entkleidung, die auch in der Orgie und im erotischen Schauspiel aller Kulturen als beliebtes Requisit auftritt. Ebenso wurde der Akt der Ankleidung («die Toilette») zur erotischen Szene und findet in zahlreichen Werken der bildenden Künste sein Echo. Die weibliche »Wäsche« ist das Objekt des allgemeinsten männlichen Fetischismus und daher der besonderen Sorgfalt und Aufmerksamkeit der Frau. Eine »Brautausstattung« besteht im Wichtigsten und Teuersten aus luxuriösen Fetischen. Die Zerlegung der Kleidung, welche eine knappere und geschlossenerere Umhüllung des Körpers ermöglicht, verleiht ferner der wirklichen Entblößung einen Reiz der Seltenheit und

erhöhten Illusion und ermöglicht erst alle Arten der andeutenden, ideellen Entblößung. Wenn eine Frau, die ihre Toilette mit naivem Stolz zur Schau trägt, eine Ahnung von der erotischen Symbolik hätte, welche in der jahrhundertlangen Entwicklung einer Tracht in diese eingesponnen wurde, — ihr konventionelles Schamgefühl, das in jahrhundertlanger, der Entwicklung des Lebens konträr zuwiderlaufender Moralideologie zur intelligiblen Gemütseigenschaft geworden ist, würde sie unbedingt verhindern, diese Toilette zu tragen. Aber jene Symbolik erwies sich als stärker, sie wurde gerade durch ihre Sinnfälligkeit dem Auge gewohnt und den Begriffen verschleiert, sie wurde zur Sitte und schlug der »Sittlichkeit« ein Schnippchen. Die heilige Moral predigt das Gewand, und die unheiligste Lüsterheit guckt erst recht aus ihm hervor. »Mehr Verhüllung!« schreit der Moralanwalt. »Und ich mache aus jeder Hülle eine doppelt verführerische Blöße«, kichert der Geist der Erotik. Si naturam expelles furca, tamen usque recurret . . .

Die Taille, die eigentlich schon durch Hüftkette oder Gürtel gegeben ist, aber durch die fortschreitende Zerlegung der weiblichen Kleidung gewissermaßen prinzipiell wird — das Empirekleid durchbricht dieses Prinzip eine zeitlang —, teilt den Frauenleib in Ober— und Unterleib. Die bekleidete Frau wird zum Insekt, zur Wespe, mit scharf abgegrenzter Gemüts— und Geschlechtssphäre, mit einer himmlischen und einer irdischen Partie. Schon die Isolation der »Erde« ist eine geistige Entblößung. Der Hinterleib der Wespe hypnotisiert das Auge des Männchens. Und tatsächlich hat der Gesäßfetischismus (eine der stärksten, und allgemeinsten Manien der letzten hundert Jahre) die wunderlichsten Blüten weiblicher Mode gezeitigt: die Krinoline, den cul de Paris und das Bauchmieder.

Die Erfindung des Trikots ist für die Erotik in erster Linie durch die Einführung der langen Trikotstrümpfe bedeutsam geworden. Das Trikot wirkt erotisch, weil es die Plastik des Körpers durch die einheitliche Farbe hervorhebt; es vereinfacht und isoliert die Körperform für das Auge und gewinnt an Wirkung, je mehr seine Farbe von der Umgebung absticht und mit der sichtbaren oder unsichtbaren Fleischfarbe kontrastiert. Fleischfarbene Trikots sind eine plumpe, für einen feineren erotischen Sinn unwirksame oder störende Vortäuschung der Nacktheit. Ein Bein wirkt im Strumpfe auf die meisten Männer erotischer als ein nacktes, und lange Strümpfe wirken wieder erotischer als kurze. Rops bekleidet seine nackten Frauen gerne mit Strümpfen. (in anderen Bildern genügt ihm ein Hut, ein einziges Band oder eine schmale Gesichtslarve, um aus der Nacktheit eine Blöße zu machen.)

Der durchsichtige Stoff — der (z. B. als Schleier) auch praktischen und moralisch—religiösen Zwecken dient — und die Spitze (ursprünglich ein bloßes Luxusprodukt) haben ihre feinste Ausgestaltung und sinnreichste Anwendung erst durch den erfinderischen Geist der Erotik erhalten. Sie verwischen oder verwirren die Konturen des Körpers, um die erotische Phantasie zu ihrer kühneren Nachbildung anzuregen, sie lassen die Nacktheit aus einem zarten Nebel hervorschimmern, um sie dem Verlangen begehrllicher zu machen. Beardsley hüllte die Sünde, die er zeichnete, in durchschimmernde Gewänder von kindlich—frommem Schnitt, mit langen Spitzenmanschetten an den Ärmeln und zog ihr weite, lange Spitzenhosen an. Denn er wußte, daß die Kleidung nackter ist als die Nacktheit, und daß wir hinter einem Schleier mehr sehen als im Unverhüllten ...

Wenn wir den Geist der Kleidung ganz verstünden, würden wir alle Probleme des Menschen begreifen. Aber wir vermögen ihn erst zu fühlen, und der Philister gibt sich mit dem Schlagwort »Modetorheit« zufrieden.

*Lucianus.*

## Ein Original—Telegramm

Das 'Neue Wiener Journal' hat es kürzlich mit einem wirklichen Originaltelegramm versucht und dabei Schiffbruch gelitten. Sein Berliner Korrespondent depeschierte (siehe die Nummer vom 1. März) ausführlich unter dem Titel »*Josef Lewinsky bei Ludwig Barnay*«. Josef Lewinsky schildere »in einem Feuilleton« — welches Blattes, wird natürlich nicht gesagt — seinen Besuch bei Barnay. Wie das? Der alte Lewinsky, in der deutschen Bühnenwelt eine berühmtere und rühmlichere Erscheinung als die Berliner Mätzchengröße, hat sich auf die Nachricht hin, daß sein Kollege Direktor des Hofschau-spielhauses geworden sei, eigens nach Berlin begeben, um für ein dortiges Blatt ein Interview zu liefern? Es muß wohl so sein. Sonst würde ein Sparmeister wie Herr Lippowitz nicht eine Unsumme an ein Originaltelegramm wenden. Und die Tatsache ist sensationell genug, um rascher als durch die Schere, die erst am andern Tag arbeiten könnte, den Lesern vermittelt zu werden. Lewinsky, heißt es also, habe »auf sein Ansuchen, *ihm eine Begegnung zu gewähren*, von Barnay die Mitteilung bekommen, die einzige Zeit, ihn außeramtlich zu sprechen, wäre bei Tische; wenn Lewinsky sein Gast sein wolle, so sei er willkommen«. Folgt die Schilderung, die Lewinsky von »seinem Empfang« gibt. Barnay sagte zu ihm: »Seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie warten ließ; ich bin jetzt so sehr in Anspruch genommen. Barnay ist sehr gnädig und erzählt dem aufhorchenden Lewinsky, wie seine Berufung zustande kam. Das alles interessiert den alten Burgschauspieler mächtig. Und er zuckt nicht mit der Wimper, als ihm Herr Barnay mitteilt, der Kaiser habe sich zu Herr v. Hülsen geäußert, er habe ihn, Barnay, als *Richard den Dritten* gesehen und als den »vollendetsten Bösewicht« empfunden. Hier erlaubt sich Lewinsky kein fachmännisches Urteil. Dagegen spricht er sehr eingehend von den Gemälden im Hause Barnay. Ein kurioser Mensch, dieser alte Lewinsky, der hinter allen neuen Ereignissen her ist und sich sogar nach Berlin aufmacht, um bei einem Kollegen Audienz zu nehmen. Ist das nicht wirklich sensationell? Lohnt's nicht eine Originaldepesche des 'Neuen Wiener Journals'? Nun wird vielleicht manch ein Leser glauben, das Lippowitzblatt habe sich einen Ulk erlaubt. Es war noch in der Gebelaune seiner Faschingsnummer, von der es selbst erzählt, sie habe »in ganz Europa Aufsehen gemacht«. Von Drontheim bis Lissabon hat man von nichts anderem gesprochen. Mindestens aber hat Wien anerkannt, daß diese Spottgeburt von Dreck und Wasser nicht durch die Schere vom Nabel einer fremden Mutter gelöst, sondern wirklich dem Schoße der Redaktion entsprossen war. Gewiß, die Bespeigung des Privatlebens der Frau Eysoldt war im Geiste jenes Altmeisters Buchbinder gehalten, den das 'Neue Wiener Journal' heute mit Unrecht verleugnet. Herr Lewinsky darf, wenn's einen journalistischen Ulk gilt, auf größere Schonung nicht rechnen, als sie einer Dame zuteil wird. Ihn bei Herrn Barnay antichambrieren zu lassen, mag darum ein loser Einfall der lippowitzigen Faschingslaune sein. So denkt der Leser. Aber er irrt. Josef Lewinsky hat tatsächlich den Herrn Barnay interviewt. Freilich nicht der Wiener Hofschauspieler Josef Lewinsky, sondern ein uninteressanter Kunstreporter, der fatalerweise den gleichen Namen führt und geschäftstüchtig genug ist, sich kein Pseudonym zu wählen. Dieser Herr Josef Lewinsky grassiert in den reichsdeutschen Theaterrubriken etwa so wie die Frau Ilka Horowitz—Barnay, die rastlos Besuchende, in den österreichischen. Hätte Herr Lippowitz den wahren Sachverhalt geahnt, er hätte

nicht fünf Heller für die Original—Nachricht ausgegeben und ruhig mit der Schere gewartet, bis das Blatt mit dem Interview in Wien eingetroffen war. Nun ist das Malheur geschehen, und es gibt bloß einen gerechten Ausgleich: Daß die Berliner Zeitung ein Original—Telegramm aus Wien bringt, das einen Gegenbesuch »Barnay bei Lewinsky« schildert. Es war aber nur die Ilka.

---

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Wien in Monte Carlo]

*Wiener in Monte Carlo.* Oh, dieser unvermittelte Wechsel ästhetischen Mißvergnügens wird unsern Geschmack in heilloses Siechtum bringen! Sieht man den Rabbi Bloch, so findet man Herrn Vergani sympathisch, und sieht man Herrn Vergani, so sehnt man sich nach dem Rabbi Bloch. Man kommt in dieser Stadt zu keinem harmonischen Unbehagen. Man wird seines Antisemitismus nicht froh, weil er eine gewisse Judenfreundlichkeit auslöst, und man geht nicht im Liberalismus auf, weil man mit einem Blick auf die Gefolgschaft einer gewissen Verpflichtung zum Judenhaß inne wird. Schrecklich stelle ich mir das Chaos im Gemüt eines Menschen vor, der — wenn die beiden Repräsentationsfeste in derselben Nacht stattfänden — vom Concordiaball zum Ball der Deutsch—österreichischen Schriftstellergenossenschaft führe. Dort wünscht man, daß der Abgeordnete Schneider den Kotillon arrangiere, hier erfaßt einen stürmische Sehnsucht nach O—Beinen. Aber heute will ich mich aller störenden Antipathie gegen die jüdische Journalistik entäußern und, ganz dem Genusse des 'Deutschen Volksblatts' hingegeben, bekennen, daß es wohl das Viehischeste und Ordinärste ist, was zur Zeit in Europa geboten wird. Man hat sich gewöhnt, die Antrotteln Heines durch Analphabeten als eine Wiener Erscheinung hinzunehmen, die so legitim ist wie das Sperrsechserl. Aber das Ausland soll auch erfahren, wie das 'Deutsche Volksblatt' über MUSSET denkt. Es schrieb:

»Vorgestern kam im Intimen Theater EINER DER SCHAMLOSESTEN MODERNEN FRANZÖSISCHEN DICHTER, Alfred de Musset, zum Worte. Dieser Dichter, der ein Jahr nach dem Tode des ihm an ERBÄRMLICHKEIT DER GESINNUNG ebenbürtigen Heinrich Heine gestorben ist, zeichnete sich in seinen Schriften insbesondere durch seinen niedrigen Zynismus, der alles Ideale in den Kot zerrte, und durch seine wunderliche Blasiertheit aus. Sein eigener zügelloser Lebenswandel und seine Liederlichkeit (so sagen seine Biographen) geben hierfür eine gewisse Begründung. Das Intime Theater gab Mussets dreiaktiges Lustspiel 'Le chandelier', zu deutsch 'Der Elefant', in dem der Autor die Liebe eines Knaben zur Frau seines Chefs schildert. Das raffinierte Weib benützt diese, nach den Worten und der Ansicht des Dichters — 'REINE' Liebe des Jünglings, um den Verdacht von ihrem wahren Liebhaber abzulenken. Das grausame, mit aller Sinnlichkeit geschilderte Liebesspiel hat sein Ende darin, daß sich Jüngling und Frau in 'wahrer' Liebe endlich finden ... «

Und die Wiener »Intellektuellen«, die sich im Fall Heine wirklich mehr für eine nationale als für eine Angelegenheit der Kunst erhitzten, rühren sich nicht, wenn ein Rhinoceros im schönsten Blumenbeet herumstampft. Musset — »einer der schamlosesten MODERNEN französischen Dichter« : kein Glossator der jüdischen Presse hat die sensationelle Denkmalenthüllung erwähnt ...

Aber ich verfallte wieder in meine alte Antipathie gegen den Liberalismus. Rasch ein Feuilleton des Herrn Vergani über »WIEN IN MONTE CARLO« gelesen, und heimliches Sehnen nach allen Löwys wird meine Sinne umfassen. Herr Vergani war wirklich in Monte Carlo. Man müßte eigentlich seinen Tischnachbar an der Table d'hôte auffordern, über diese Tatsache ein Feuilleton zu schreiben. Über »Wien in Monte Carlo« sollte man Monte Carlo, nicht Wien vernehmen. Wien behauptet, daß »eine balsamisch reine Luft die Brust des Atmenden weitet«. Ob auch Monte Carlo dieser Ansicht wäre? ... So sachlich wüßte es jedenfalls nicht zu berichten. Man höre Herrn Vergani. Schon in der ersten Spalte erzählt er uns das Wichtigste: daß er »meist im Monat Februar oder März mit Frau und Schwägerin in Monte Carlo weile«. Dann, daß der Baumeister Stagl auch da ist. Und der Kaufmann Koch aus Graz auch. Und noch viele andere Persönlichkeiten von internationalem Ruf.

»Wir wohnen im 'Hotel Savoy', in dem ein Österreicher aus Prerau, Herr Leopold Neumann, Direktor ist. Neumann war längere Zeit Geschäftsführer in dem ersten und teuersten Fremdenbeherbergungsetablissement von Monte Carlo, im splendid ausgestatteten 'Hotel de Paris', wo er sich jährlich 40.000 bis 45.000 Franken verdiente. ER HEIRATETE DIE EINZIGE TOCHTER DES BESITZERS DES 'HOTELS SAVOY' UND IST HEUTE EIN GEMACHTER MANN«.

Der letzte Satz klingt nicht ganz rassenrein; immerhin ist es erfreulich, daß Herr Neumann im 'Deutschen Volksblatt' besser abgeschnitten hat als Musset. Aus dem sachlichen Ton geht Herr Vergani plötzlich in den leicht satirischen über.

»Natürlich gibt es hier«, schreibt er, »auch eine Unmasse von Wiener, Pester und Prager Juden, die sich mit ihren aufgedonnernten Kalles, wie überall, möglichst breit machen. Den Ritter von Leon sah ich auf der Straße und ein gewisser Sonnenschein wohnt neben mir. Er gerät stets in gelinde Raserei, wenn ich meiner Frau und meiner Schwägerin aus dem 'Volksblatte' laut vorlese, und trommelt erbost an die Tür«.

Da kann ich Herrn Sonnenschein nicht Unrecht geben. Laute Lektüre stört die Ruhe des Zimmernachbarn, dem man es auch nicht verübeln kann, wenn er glaubt, daß durch die Vorlesung eines Volksblatt—Feuilletons mit Wendungen vom »gemachten Mann« etc. sein eigener Jargon verspottet werde. Sollte eine Beschwerde des Herrn Sonnenschein bei Herrn Neumann Erfolg haben, so wird sich Herr Vergani gewiß als ein Opfer der jüdischen Solidarität bezeichnen und hinter dem Namen des Hoteliers im antisemitischen Bädcker das Sternchen durch ein Rufzeichen ersetzen. Vorläufig nimmt er seinen sachlichen Ton wieder auf und berichtet einige höchst interessante Tatsachen. Zum Beispiel: »Im Kasino stellte sich meiner Frau ein Mitglied der Deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft vor, die Witwe Drapala, die mit ihrer Tante, einer gemütlichen Ungarin, bereits seit November hier weilt«. Oder: »Im Kasinosale traf ich Herrn Paul Schubert, der mir erzählte, daß er ein untrügliches Mittel habe, um stets zu gewinnen. Ich wünschte ihm viel Glück«. Oder: »Dr. Lueger läßt sich nicht verleiten, an den Tischen der goldprunkenden Säle zu spielen, dafür macht er abends gern mit dem kaiserlichen Rate Weidinger, dessen Frau und Porzer eine gemütliche Tarockpartie. Weidinger und Porzer streichen aber vormittags bei den Spieltischen herum«. Hoffentlich wird der Satz nicht mißverstanden werden: »Frau Swoboda klagt, daß sie jeden Augenblick mit ihren paar Louis fertig ist, während Frau Weidinger nur auf einzelne Nummern setzt« ... Herr Vergani selbst hat »über 800 Franken gewonnen«. Man kann's brauchen. Das Leben dort unten ist nicht

billig. Was speist Herr Vergani in Monte Carlo? »Eine gute Rindsuppe, einen Tafelspitz mit Krenn, Gulasch, Wiener Schnitzel und Rostbraten mit Erdäpfelpüree ... Jeder einzelne Wunsch wird schleunigst erfüllt, ja, sogar Nudeln und Nockerln erhielten wir«. Das ist gescheit! Und hoffentlich gibt's außer den lasterhaften Pariser Kokotten auch riegelesame Wienerinnen in Monte Carlo, damit die Wiener »etwas für's Gemüt« haben! »Wir werden zwar (auf dem morgigen Ball) »GELEGENHEIT haben, die exorbitantesten Toiletten der hiesigen Demimonde in Augenschein nehmen zu KÖNNEN«. Aber das ist doch nicht das Richtige. Man braucht etwas »zum Anhalten« ... Herr Vergani nennt Monte Carlo die »Perle der Riviera« und einen »Mesperidenapfel«. Aber »trotz aller Herrlichkeiten des Südens ist doch für uns hier der Augenblick der schönste, wenn wir UNSERE ZEITUNG und Briefe von unseren Lieben in der Heimat erhalten«. Ja, was wäre die Perle der Riviera ohne die Fassung des 'Deutschen Volksblatts'? Was ist der Hesperidenapfel, wenn Herr Vergani nicht hineinbeißt? Er ließ sich ihn wohl schmecken, rülpste und gab ein Feuilleton von sich ... Ich werde bei Herrn Neumann vorstellig werden. Vielleicht gibt er mir doch Herrn Sonnenschein zum Nachbarn an der Table d'hôte.

[Eine Mittelschulreform]

*Pädagog.* Endlich! Die Vereine »Mittelschule« und »Realschule« hielten eine gemeinsame Versammlung ab. Zunächst gelangte der folgende Antrag zur Beratung:

»Die für die Beurteilung der Schülerleistungen vorgeschriebene Notenskala bietet weder in ihrem Aufbau noch in ihren einzelnen Prädikaten berechtigten Anlaß zu Änderungsvorschlägen. Zur Beurteilung einzelner Schülerleistungen während des Semesters wird auch die Verwendung der Note 'kaum genügend' gestattet.«

Dieser Antrag gab Anlaß zu einer sehr lebhaften Debatte. Sodann wurde in die Beratung der Notenskala für »Sitten« eingegangen. Hierzu lag die folgende These vor:

»In der für das sittliche Betragen derzeit üblichen Notenskala wird 'lobenswert' durch das ursprüngliche 'musterhaft' ersetzt; die übrigen Noten bleiben unverändert. An Stelle des zu weiten Begriffes 'sittliches Betragen' tritt die richtigere, für die Eltern klarere Bezeichnung 'Disziplinares Verhalten'.«

Die Anträge wurden zum Beschluß erhoben. In völlig neue Bahnen aber wird die Jugenderziehung durch den Antrag gelenkt, »die Notenskala für die Rubrik 'Äußere Form der schriftlichen Arbeiten' festzusetzen«. Die Vorstände beider Vereine wurden beauftragt, seinerzeit diesbezügliche Anträge vorzulegen ... Endlich!

[Fedorowna Ries und Gott]

*Bildhauer.* Zu viel Feodorowna Ries! Es geht ein Föhn der Reklame durch den Wiener Blätterwald. Ein Wiener Künstler stellt in einem Schreiben an mich Betrachtungen über den Wandel der Zeiten an.

»Wir werden doch Großstadt. Seinerzeit konnte Schindler von einem Kunstkritiker der 'Neuen Freien Presse' sagen, er nehme so kleine Beträge, daß er sich beinahe der Unbestechlichkeit näherte. Da war ein lobender Zeitungsausschnitt noch erschwinglich. Nach Fräulein Feodorowna ist's teurer geworden. Sie macht eine 'Dezennal—Ausstellung' und das Geld, das unsere Grafen, Barone und bürgerlichen Snobs bei der Kasse erlegen, bekommt die Wiener Presse ganz und gar — unter dem Titel: Wohltätiger Zweck — Concordia. Herr Edgar von Spiegel forderte eigenhändig die Kol-

legen vom Metier, welche Lob fabrizieren, zum Besuche der Ausstellung auf. Das hat doch einen großen Zug!«

In letzter Stunde ist die »Dezennal—Ausstellung' um ein kostbares Stück bereichert worden: Feodorowna saß selbst dem »Porträtisten« des 'Neuen Wiener Journals'. Von dem Grabdenkmal eines Jünglings erzählt er uns:

»Es zeigt einen emporschwebenden Körper. Aus dem Stein wächst eine Hand, ein Arm und die Kontur eines mächtigen Kopfes. Ist es ein Kopf? Ist es nicht zufällige Formation? 'ES IST GOTT', sagte die Künstlerin. 'Wir haben alle unsere seltsamen Vorstellungen von Gott', fährt sie fort. 'MICHELANGELO NAHM IHN ALS THEATERGREIS, GOETHE NANNT IHN EINEN ALTEN, DEN MAN VON ZEIT ZU ZEIT GERN SIEHT, MIR IST ER URKRAFT ALLES SCHAFFENS'.«

Bilde, Künstler, rede nicht! — mit einem Reporter des 'Neuen Wiener Journals'.

[Sprachliches]

*Anonymus.* Sie sind dreist wie alle Ihre Gesinnungsgenossen, die mir mit ihren namenlosen Gemeinheiten die Arbeitslust versüßen. Damit Sie aber nicht allzulange in dem Hochgefühl leben, mir »etwas nachgewiesen« zu haben, will ich Ihnen antworten. Sie haben mit Ihrem Rotstift — Welch schäbige Beschäftigung! — die folgende Wendung in Nr. 197 angestrichen: »An der Tatsache selbst war ja nicht gerührt worden« und stellen die Frage: »Verfügen Sie denn nicht mehr über so viel richtiges Deutsch, um zu wissen, daß man zwar 'an einem Gegenstand rütteln', aber nur 'an einen Gegenstand RÜHREN' kann?« Wenn Sie einem beliebigen Schafskopf diese Korrektur zeigen, so glaubt er natürlich, daß Sie recht haben und daß ich der Blamierte bin. Leider ist wieder einmal das Umgekehrte der Fall. Ich schwöre nicht auf Sanders, aber wenn er und ich einer Meinung sind, dürften wir doch gegen Sie recht behalten. Im »Handwörterbuch der deutschen Sprache« — ein anderes habe ich nicht zur Hand — heißt es: »RÜHREN ... 3) intr.: R. an mit Akkusativ, an Etwas fassen, es anfassen; zuweilen auch mit an und Dativ, wo dann DIE BEDEUTUNG 5c ZU GRUNDE LIEGT ... 5c) Etwas von der Stelle rühren, vgl. (s. 3): AN EINEM GEGENSTAND RÜHREN (UND RÜTTELN)«. In jener Stelle hat es sich nicht um eine Berührung, sondern um ein von der Stelle rühren gehandelt, also war ausschließlich der Dativ richtig. Ich bitte Sie, sich in Zukunft, wenn Sie sicher gehen wollen, doch lieber auf mein Sprachgefühl zu verlassen als auf das Ihre.

[Prophetisches aus dem 'Deutschen Volksblatt']

*Prophet.* Es Ist ein ziemlich verbreiteter Irrtum, daß die antisemitische Zeitungstechnik schwerfälliger sei als die jüdische. Das 'Deutsche Volksblatt' hat neulich eine Probe der Fixigkeit abgelegt, die, wäre sie bemerkt worden, alle Szepse und Schapseln mit neidvoller Bewunderung erfüllt hätte. Im Morgenblatt vom 2. März brachte es einen Bericht über einen Vortrag, den der Linienschiffsleutnant Wickenhauser über die »entscheidenden Episoden im letzten Seekriege« im Militärwissenschaftlichen und Kasino—Vereine »gestern abends VOR EINEM ÜBERAUS ZAHLREICHEN AUDITORIUM« gehalten hatte. Er »schilderte einleitend« und »kam zu den folgenden Schlußfolgerungen«. Dazwischen ausführliche Inhaltsangabe. Wenn der Historiker ein rückwärts gekehrter Prophet ist, so ist der Reporter ein vorwärts schauender Historiker. Im Abendblatt des 'Deutschen Volksblatts' vom 2. März konnte das »überaus zahlreiche Auditorium«, das den Ausführungen des Linienschiffsleutnants gelauscht hatte, zu seiner Überraschung die folgende Notiz lesen: »Dieser interessante Vortrag findet erst heute abends im Militärwissenschaftlichen und Kasino—

Vereine statt. Unsere heutige Nachricht beruhte auf einem Mißverständnisse«.

[Brünn]

*Sozialpolitiker.* Die 'Zeit' wird bald das beliebteste Blatt von Brünn sein. Eine ganze Sonntagsbeilage hat sie neulich der Verherrlichung der in mährischen Hauptstadt gewidmet. Brünnener Gemeindeverwaltung, Brünnener Tuche, Brünnener Lyrik — alles war vertreten. Was doch Geld imstande ist! Vor drei Jahren noch ward Brünn in der 'Zeit' das »kleine Tuchmacherstädtchen« genannt. Jetzt prangt hier die Aufschrift »Brünn, das österreichische Manchester«. So entwickelt sich eben — die 'Zeit'. Was aber wird Reichenberg dazu sagen?

[Mozart und Weber]

*Musikhistoriker.* Die 'Neue Freie Presse, hat — in ihrem Abendblatt vom 1. März — eine sensationelle Entdeckung gemacht. Sie schreibt:

» ... Wolfgang Amadeus Mozart gratulierte seiner Schwester hierzu, 'zwei Jahre und vierzehn Tage nach seiner Hochzeit mit Konstanze', DER SCHWESTER DES TONDICHTERS KARL MARIA V. WEBER, WELCHER VERBINDUNG JEDOCH DER VATER MOZART NIE BESONDERS FREUNDLICH GEGENÜBERSTAND«.

Nicht besonders freundlich? Ach, er WOLLTE nicht nur nichts von dieser Verbindung wissen, man erzählt sogar, daß er tatsächlich nichts von ihr gewußt hat. Ja, erst im Jahre 1906 gelang es dem Schadchen der 'Neuen Freien Presse', sie überhaupt zustandezubringen. Nunmehr wird die Verschwägerung Mozarts und Karl Marias von Weber offiziell verlautbart. Darf man gratulieren? ... Im Ernst: Warum bleibt die 'Neue Freie Presse' nicht auf ihrem eigensten Terrain? Sie ist unfehlbar, wenn sie die Verbindung der Familien Pollock aus Gaya und Schleringer in Arad bekanntgibt.

---

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.  
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**